

## Gar grausam rächet die Grammatik sich gegen ihre Verächter

1. Gar grausam rächet die Grammatik sich gegen ihre Verächter. Das ist eine Drohung, die Jahrhunderte gewirkt hat. Sie geht zurück auf Luther, wurde wieder aufgenommen von Herder. Auch Goethe spielt auf sie an in einem Brief an Zelter<sup>1</sup>:

Man hat schon vor alters gesagt: die Grammatik räche sich grausam an ihren Verächtern, Du sprichst es in Deinem letzten Brief durch das Wort *n e m e - s i s c h* gar vortrefflich aus; denn durch ein falsches Bestreben wird der ganze Organismus, Leib und Geist, aus den Fugen gerückt, und es ist gleich, ob eins oder das andere erkrankt und zuletzt bei verworrener Anstrengung zugrunde geht.

Wie war es möglich, daß diese Drohung so wirksam war? Die Grammatik war lebendig: Man war sich ihrer bewußt. Sie war handlungsfähig. Sie war eine Frau, die in ihrem elfenbeinernen Kästchen Messer und Feile mit sich führte zur chirurgischen Behandlung der Kinder, die mit der Sprache nicht zurecht kamen.<sup>2</sup> Mal war sie aber auch eine Jungfrau, zart und nackt; wenn auch schon leicht gebeugt von ihrem Dienst als Fundament der Historie, Dialektik und Rhetorik.<sup>3</sup>

Aufgeklärte, die sich mit Jungfrauen auskennen, werden sagen: "Und wieso soll man solche Jungfrauen fürchten? Im Gegenteil." Derartige Fachmänner hat es immer schon gegeben, weshalb die Drohung auch nicht unbeantwortet geblieben ist. Es gab immer schon Gegenmeinungen:

Nicht in Wörterbüchern und Grammatiken (da sind nur die Materialien und Bauteile zu finden), im lebendigen Gebrauch und Bau derselben [Sprache], da zeigt sich ihre energische Schönheit.

Herder

Unter unsere Grammatiker mit ehernen Eingeweiden, unter unsere Gelehrten, die ihr mechanisches Wissen nur um seiner selbst willen treiben, kam doch durch unsere Dichtung wenigstens eine Ahnung, daß es auch außer dem Dunstkreis der Schule ein Leben gebe.

Gervinus

Wenn man daran erinnert, daß die Grammatik in jener Gesellschaft eine andere Rolle spielte als bei uns, — sie war einmal Schibboleth der geistigen happy few, und sie sicherte zugleich den Anspruch gewisser sozialer Gruppen, feiner zu sein als andere, also auch die feinere, bessere Sprache zu sprechen —, wenn man sich daran erinnert, dann kommt einem der Gedanke, die emotionale Besetzung der Grammatik hätte abklingen müssen, als sie ihren normativen Anspruch verlor. Dem ist nicht so. Schon deshalb

nicht, weil der normative Anspruch gar nicht verfliegen ist. Er scheint nur in gewisse Niederungen entwichen, wo er sicherer ist vor dem Zugriff aufgeklärter Leute. Jedenfalls ist der Streit zwischen Grammatikanhängern und -gegnern in den letzten Jahren nach uraltem Muster verlaufen: Es gab die begeisterten Anhänger, die die noch junge und ruppige Transformationsgrammatik gleich in die Schule bringen wollten, und es gab die radikalen Gegner, die gleich jeglichen Grammatikunterricht abschaffen wollten. Zugkräftige Argumente hatten sie beide nicht.<sup>4</sup>

Man fragt sich: Wie war das möglich? Hat denn der vielbesungene Fortschritt der Grammatikforschung nicht die notwendigen Argumente für ihre praktische Anwendung gebracht? Sind nicht die Ziele der Grammatikforschung endlich explizit vorgegeben worden? Nein. Darauf erstreckte sich der Fortschritt kaum. Eine anständige Grammatik versteht sich nämlich als reine Beschreibung. Hierin beurteilt Gervinus die Grammatiker richtig, daß sie "ihr mechanisches Wissen nur um seiner selbst willen treiben". Selbst sog. Gebrauchsgrammatiken lassen sich nur über naheliegende Ziele aus, wie z.B. das der Selbstreproduktion. Man schaue sich dazu Vorwörter an! Die Argumentation verläuft in schöner Stereotypie: Wenn es die Grammatik schon in dieser ausgefeilten und sophistizierten Fassung gibt, dann ist es wichtig, daß möglichst viele sie kennen. Und warum wohl? Nun, auch sie müssen an diesen wertvollen Erkenntnissen partizipieren, — und sie weitergeben an unsere Kinder.

Wahrscheinlich wird Ihnen diese Kritik übertrieben und radikal erscheinen und viel zu global. Sie muß aber global sein, weil sie auf viele zutrifft — wahrscheinlich auch auf mich. Aber sie ist etwas ungerecht, weil einzelne die Zwecke nicht völlig neu bestimmen konnten, besonders nicht zu einer Zeit, wo sie noch ganz andere Aufgaben zu erledigen hatten. Als eine solche Zeit kann man die vergangenen 20 Jahre ansehen, in denen es darum ging, in der Art einer reinen Beschreibung die Beschreibungsmittel fortzuentwickeln und vielleicht neue Einsichten in die Struktur menschlicher Sprachen zu gewinnen. Heute sollte man sich aber fragen, wozu das gut sein soll. Und nicht nur fragen, sondern sich auch nach den Antworten richten.

Puristen werden diese Reihenfolge des Vorgehens nicht für richtig halten: Zuerst Theorien machen und dann fragen, wozu sie gut sind. Sie ist sicher auch nicht die beste Reihenfolge. Trotzdem warne ich davor, das Verhältnis von Wissenschaft und Anwendung zu einfach zu sehen. Bekanntlich kann Wissenschaft weder allein von den praktischen Zwecken her motiviert werden, noch sollte sie zweckfrei und autark betrieben werden. Man sollte aber hier nicht auf allgemein gültige methodologische Regeln hoffen. Die Erkenntnis der Anwendungsmöglichkeiten wächst

nämlich mit der Erkenntnis des Gegenstands. Auch sog. anwendungsfreie Forschung kann zu neuen Anwendungsmöglichkeiten führen. Allerdings blind.

2. Die Hoffnung, die sich in dieser Situation ergibt für die sog. wissenschaftliche Weiterentwicklung anwendungsorientierter Grammatiken, könnte man in einem Slogan formulieren:

(1) Die beste Grammatik ist die beste für die Praxis.

So formuliert hat es dieser Slogan allerdings in sich.

Versteht man ihn als Antwort auf die Frage: Welches ist die beste anwendungsorientierte Grammatik?, dann findet man ihn wieder in der laufenden Diskussion um die Nutzung der neuen wissenschaftlichen Grammatiken.<sup>5</sup> Versteht man den Slogan als Antwort auf die Frage: Welches ist die beste Grammatik?, dann wird er brisanter und interessanter.

Wenden wir uns der ersten, der gängigen Version zu. Sie kommt der Forderung nahe, daß als beste Grundlage einer anwendungsorientierten Grammatik die beste wissenschaftliche Grammatik dienen müsse. Das ist einleuchtend. Aber nichts ist so einleuchtend, als daß es nicht in der Wissenschaft doch bestritten würde. So hat man auch diesen Slogan bestritten, allerdings – so glaube ich – in einem sehr eigenwilligen Verständnis. Man ist nämlich davon ausgegangen, eine Grammatik könne zwar wissenschaftlich die beste sein, aber für die Anwendung trotzdem weniger brauchbar sein. Man hat also den Slogan eher so genommen wie

(2) Das beste Heilmittel ist das beste für die Verdauung.

und nicht wie

(3) Das beste Heilmittel ist das beste für die Gesundheit.

Die Kriterien der Wissenschaft und der Anwendung wurden als unabhängig voneinander angesehen. Dadurch konnte man das Problem etwa so angehen: Man nehme die Gütekriterien wissenschaftlicher Grammatiken und prüfe nach, inwieweit sie etwas abwerfen für die Gütekriterien der praktischen Grammatik. Nun sind für wissenschaftliche Grammatiken in den letzten Jahren eine Reihe von Bewertungskriterien erarbeitet worden. Für anwendungsorientierte Grammatiken gibt es sie allerdings meines Wissens nicht in der Ausdifferenzierung. Wenn man aber nicht weiß, welche Kriterien eine gute anwendungsorientierte Grammatik erfüllen sollte, wird man den modifizierten Slogan kaum vernünftig verifizieren können. Ich will deshalb anders vorgehen und einige der Anforderungen an wissenschaftliche Grammatiken vergleichen mit Kriterien, die ich exemplarisch

aus praktischen Grammatiken ableite.

Für wissenschaftliche Grammatiken stehen eine Menge von Kriterien zur Verfügung. Im Unterschied zu früheren Zeiten hat die Grammatikforschung der letzten 20 Jahre viel Wert auf methodische Fragen gelegt. Sie hat begleitend zur empirischen Arbeit Regeln für diese Arbeit und Anforderungen an die Theorien festgelegt.<sup>6</sup> Aus dem großen Katalog dieser Anforderungen seien hier einige wichtige herausgegriffen:

- (4) Eine wissenschaftliche Grammatik soll explizit sein.
- (5) Eine wissenschaftliche Grammatik soll vollständig sein.
- (6) Eine wissenschaftliche Grammatik soll angemessen sein.

3. Die Forderung der Explizität wurde auch in anwendungsorientierten Grammatiken übernommen. Bestes Beispiel sind Grammatiken für maschinelle Übersetzung. Von ihnen heißt es, daß sie einen Grad an Expliztheit fordern, der normale Grammatiken übertrifft.<sup>7</sup> Die Explizität sei notwendig, um etwaige Inkonsistenzen zu entdecken. Sie dient also einem anderen (höheren?) Ziel.

Zur Diskussion dieser Forderung habe ich im Materialpaket einen Ausschnitt aus einer Syntax des Deutschen abgedruckt, die einem Übersetzungsalgorithmus zugrundeliegt.<sup>8</sup> Man kann annehmen, daß diese Syntax die Forderung der Explizität erfüllt. Denn – so heißt es – das Übersetzungsprogramm läuft. Bei näherer Betrachtung dieser expliziten Syntax staunen wir. Wir verstehen sie nämlich nicht, zumindest nicht so, wie sie dasteht. Worin besteht also ihre Explizität? Müßte Explizität nicht heißen, daß eine explizite Theorie alles sagt, und zwar so, daß jeder es versteht? Offenbar nicht: Explizität kann hier nur heißen, daß in der Syntax alles vorgesehen ist, was zur Erreichung des Ziels der Maschinenübersetzung notwendig ist. Explizität ist also gar nicht absolut, sondern graduell. Ihr Grad hängt ab von dem angestrebten Ziel. Und so wird es nicht verwundern, wenn man für andere Ziele weniger explizit oder anders explizit sein muß. Die Forderung, wie sie für wissenschaftliche Grammatiken aufgestellt wurde, ist also zumindest lasch formuliert. Sie erweckt den Eindruck, als gebe es absolute Explizität. Dabei haben wir es nur mit einem zweistelligen Prädikat 'explizit für X' zu tun. Ich schlage deshalb vor, einen Teil der Forderung in (4) zu ersetzen durch die Forderung:

- (7) Eine anwendungsorientierte Grammatik soll zielorientiert sein.

Aber wir können unserem Beispiel noch etwas anderes entnehmen. Wir haben gesehen, daß wir diese Syntax nicht verstehen. Das ist nicht verwunderlich, sie ist ja nicht für uns gedacht. (Rezensenten scheint das aller-

dings hin und wieder doch zu verwundern, wenn sie die Unverständlichkeit solcher Theorien monieren). Sie soll aber so formuliert sein, daß sie in ein Computerprogramm umgeschrieben werden kann. Ihr Adressat ist also der Computer, wenngleich es mir etwas pervers in den Ohren klingt, daß Computer Kommunikationspartner sein sollen.

Immerhin erinnert uns das an unsere kommunikative Erfahrung, daß man sich so ausdrückt, daß der Partner einen versteht. Insofern anwendungsorientierte Grammatiken ein breites Spektrum von Adressaten haben, wird dieser Grundsatz hier besonders wichtig. Wir fordern also:

- (8) Eine anwendungsorientierte Grammatik muß adressatenorientiert sein.

4. Damit haben wir zwei diskutable Anforderungen an anwendungsorientierte Grammatiken gefunden. Für die weitere Suche wähle ich das Beispiel der kontrastiven Grammatik, deren Problemstellung oberflächlich der Maschinenübersetzung ganz ähnlich ist: Man hat es mit zwei Sprachen  $L_1$  und  $L_2$  zu tun und braucht zwei getrennte, gute und möglichst vollständige Grammatiken beider Sprachen  $G_1$  und  $G_2$ . Weiter braucht man eine Methode des Vergleichs bzw. der Herstellung des Zusammenhangs zwischen  $G_1$  und  $G_2$ . Andererseits ist klar, daß die kontrastive Grammatik andere Adressaten hat als Grammatiken zur maschinellen Übersetzung, nämlich z.B. Fremdsprachenlehrer für  $L_2$ .

Unser Beispiel ist ein Ausschnitt aus einem Klassiker der kontrastiven Grammatik, Kufners Kontrastierung des Englischen und des Deutschen.<sup>9</sup> Diese Grammatik ist adressatenorientiert. Offenbar ist sie gedacht für Leser, die des Englischen mächtig sind. Aber ist das nicht eine oberflächliche Adressatenorientiertheit? Könnte man die Grammatik nicht einfach übersetzen? Nein. Ihre Adressatenorientiertheit erschöpft sich nicht in der Abfassung in englischer Sprache. Für Deutschsprechende ist das Gesagte nur bedingt interessant, nämlich nur dann, wenn sie Englischsprechende Deutsch lehren. Letzter, vielleicht indirekter Adressat ist hier der Englischsprechende, der Deutsch lernen soll.

Das ist aber nicht der einzige Unterschied zum Fall der automatischen Übersetzung. Genauere Betrachtung des Beispiels Kufner erweist, daß es gar nicht nach dem dargestellten Muster gestrickt ist: Es enthält nicht Ausschnitte aus zwei vollständigen Grammatiken. Von englischer Grammatik ist fast gar nichts zu sehen, und der Ausschnitt aus der deutschen Grammatik ist auch nicht sehr differenziert. Z.B. liefert hier die Wertigkeitsanalyse viel differenzierteres Material. Also kann von Vollständigkeit im Sinne des theoretischen Herstellungsmusters kontrastiver Gram-

matiken überhaupt keine Rede sein.<sup>10</sup> Es geht hier nur um folgendes Problem: Jemand kann  $L_1$  und soll  $L_2$  lernen. Wie bringe ich ihn dahin,  $L_2$  am schnellsten zu lernen, und wie bringe ich ihn dahin, Fehler zu vermeiden, die mit Strukturunterschieden von  $L_1$  und  $L_2$  zu tun haben, also durch Transfer von  $L_1$  auf  $L_2$  entstehen? Dafür braucht man nicht zwei vollständige Grammatiken  $G_1$  und  $G_2$ . Man muß nur die Unterschiede beachten. Alles, was nicht als verschieden gekennzeichnet wird, kann in beiden Sprachen als gleich angesehen werden.<sup>11</sup> Möglicherweise brauchte der Verfasser einmal zwei vollständige Grammatiken, um die Unterschiede und Gleichheiten zu ermitteln. Aber im Produkt ist davon nichts mehr zu sehen. Und ich glaube auch nicht, daß der Verfasser zwei vollständige Grammatiken hatte.

Im Gegensatz zur sog. wissenschaftlichen Grammatik, die ja vollständig sein soll, braucht dies die anwendungsorientierte Grammatik in diesem Sinn offenbar nicht zu sein. Stattdessen können wir sagen:

(9) Eine anwendungsorientierte Grammatik soll problemorientiert sein.

Ihre Vollständigkeit beruht dann nur noch darin, daß sie das Problem vollständig löst.

Die Problemorientierung führt dazu, daß eine kontrastive Grammatik normalerweise nicht alle strukturellen Eigenschaften von  $L_1$  und  $L_2$  behandelt. Sie braucht nicht einmal alle Strukturunterschiede darzustellen. Denn nicht alle Fehler, die nach der unterschiedlichen Struktur zu erwarten wären, werden auch wirklich gemacht. Und nicht alle Fehler, die gemacht werden, beruhen auf Strukturunterschieden von  $L_1$  und  $L_2$ . Außerdem ist es wichtig, nicht nur Prognosen über die Fehlerstellen, sondern vor allem auch über Fehlerarten zu machen, das heißt: Welche Fehler werden denn wirklich gemacht? Das geht aber nicht per Ableitung aus wissenschaftlichen Grammatiken, sondern erfordert eigene wissenschaftliche Arbeit. Die kontrastive Grammatik ist also das Produkt eigenständiger empirischer Untersuchungen, obwohl sie sich – wie jede andere wissenschaftliche Untersuchung – bestehende Erkenntnisse und Ergebnisse zunutze macht.

Was ist das Fazit dieser Überlegungen? Hatten diejenigen Recht, die eine Unabhängigkeit der Bewertungsmaßstäbe von wissenschaftlichen und anwendungsorientierten Grammatiken stillschweigend angenommen haben? Gibt es hier die Bewertungsmaßstäbe wissenschaftlicher Grammatiken und da unabhängig die für andre Grammatiken? So ist meine Analyse nicht zu verstehen. Die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Kriterien ist nämlich reines Postulat. Die ermittelten Anforderungen an anwendungsorientierte Grammatiken sind Konkurrenten dieser Anforderungen. For-

derungen an wissenschaftliche Theorien ergeben sich nur von ihrer Anwendung her.<sup>12</sup>

5. Die Idee unabhängiger Bewertungskriterien für wissenschaftliche Grammatiken ist eng verknüpft mit der Idee der reinen Beschreibung. Denn Kriterien für die Anwendung zu mißachten oder zu ignorieren, ist in der Wissenschaft möglich durch die Idee der reinen Beschreibung. Die reine Beschreibung dient fern jeder praktischen Orientierung der reinen Erkenntnis des Gegenstands. Sie will ein zweckfreies Bild vom Gegenstand und seiner Struktur entwerfen, das nicht getönt ist durch sachfremde Ziele und nur dem tieferen Verständnis der Sprache dient. Das richtige Bild des Gegenstandes ist natürlich nur das vollständige. Solange gewisse Aspekte fehlen, ist die Beschreibung noch unzulänglich.

Die Idee der reinen Beschreibung wird ergänzt durch bestimmte Vorstellungen über ihre Verwendung. Danach sind aus der vollständigen reinen Beschreibung alle möglichen Anwendungen ableitbar. Sei es, daß man aus vollständigen Grammatiken zweier Sprachen deren Unterschiede ermittelt und dann in der Lehre berücksichtigt, oder auch, daß man bestimmte Teile der vollständigen Beschreibung auswählt und didaktisiert, d.h. in eine andere einfachere Sprache übersetzt, mit gefälligen Beispielen versieht usw. Diese Abrundung der reinen Beschreibung könnte man das Verwässerungsmodell nennen. So werden die harten theoretischen Schnäpse verdünnt und für Normalverbraucher genießbar gemacht.

Das Modell der Verwässerung der reinen Beschreibung bietet vielen Beteiligten Vorteile: Gewissen Theoretikern, weil es ihnen die Pflicht nimmt, über Ziele und Anwendungen zu reflektieren oder diese gar zu berücksichtigen, gewissen Praktikern, weil sie sich die theoretische Arbeit sparen können. Sie müssen nur adaptieren. Das alles erinnert an eine weitverbreitete Auffassung von Interdisziplinarität: Ein Ingredienz seines Cocktails nimmt man sich daher, ein anderes dorthier. Und wenn man eins nicht findet, so fordert man dessen Herstellung: "Das müßte die Psychologie leisten, das müßte eigentlich die Soziologie machen!" Und so weiter und so fort. Ich sage aber: "Das mußt du selber machen! Denn warum sollen es die andern machen, wenn du es brauchst?"

Unter diesem Blickwinkel wird auch die Pauschalität verständlich, mit der gewisse Grammatikmodelle von sog. Praktikern mal in den Himmel gehoben werden, dann wieder in die tiefste Hölle verdammt. So eröffnet man natürlich schöne Möglichkeiten des Schreibens, weil man mit schöner Regelmäßigkeit gerade das wieder bestreiten kann, was vorher behauptet wurde. Man übernimmt Grammatiken wie Glaubensartikel und legt sie wieder ab, statt brauchbare selbst zu machen.

Schaut man nicht gebannt auf wissenschaftstheoretische Statements und Forderungen, sondern auf die praktische wissenschaftliche Arbeit, dann erkennt man, daß das Verwässerungsmodell gar nicht so weit reicht. Gegebenbeispiele gibt es überall. Eines ist die sog. Volksgrammatik von P. Grebe, der seine Arbeit gewiß nicht so aufgefaßt hat, als gelte es, eine tolle und vollständige Grammatik zu verwässern. Und das hat er auch nicht getan: Er hat in ganz normaler wissenschaftlicher Arbeit auf Bestehendem aufgebaut, hat es verändert, in einen Gesamtrahmen gebracht und für bestimmte Zwecke — die mir allerdings nicht klar sind — dargestellt. Gleiches gilt für hochformale Anwendungen wie die automatische Übersetzung, wo es ganz geläufig ist, die automatische Übersetzung als Mittel der Gewinnung linguistischer Erkenntnisse anzusehen.<sup>13</sup> Ähnliches ist schließlich festzustellen für vorgeschlagene Wege von der sog. wissenschaftlichen Grammatik zur sog. didaktischen Grammatik. Da muß der Fachdidaktiker die bestehenden Grammatiken auf ihre Beschreibungsadäquatheit überprüfen — wenn das keine wissenschaftliche Aufgabe ist! —, er muß ihre Insuffizienzen feststellen und er muß prüfen, welche Modelle der modellübergreifenden Bewertung nicht standhalten.<sup>14</sup> Das nenne ich vernünftig gehandelt. Nur irritiert mich etwas, daß viele Fachdidaktiker das nach meiner Meinung gar nicht können oder sich gern den wissenschaftlichen Kriterien entziehen möchten und mit irgendwelchen unausgewiesenen Kriterien argumentieren.

Das Verwässerungsmodell scheitert letzten Endes schon daran, daß es die eine vollständige Beschreibung einer Sprache, die alle Anwendungsverdünungen enthält, nicht gibt. Ich würde sogar sagen, nicht geben kann. Denn ich weiß nicht, wie lang eine solche Beschreibung werden müßte. Jedenfalls wäre sie doch komplexer als die Sprache selbst. Eine vollständige Beschreibung scheint mir auch unmöglich, weil sie von der Idee einer einheitlichen langue ausgehen müßte, die es nach meiner Meinung nicht gibt. Oder sollte sie gar die Kompetenzen aller Sprecher beschreiben? Und schließlich erscheint sie mir unmöglich, wegen der historischen Offenheit der menschlichen Sprache.

6. Die ganze Idee der reinen Beschreibung beruht auf einer weitgehenden Degenerierung des Beschreibensaktes. Wissenschaftstheoretisch kann schon eine Analyse des normalen Beschreibens die Augen öffnen.<sup>15</sup> Ich will das nur in Stichpunkten aufreißen: Beschreiben ist ein kommunikativer Akt. Man macht ihn für einen Partner. Also:

(10) Das Beschreiben erfordert einen oder mehrere Partner.

Hieraus folgt die Adressatenorientiertheit.



Beim Beschreiben eines Gegenstandes beschreibt man nacheinander einzelne Aspekte des Gegenstandes: Seine Form, seine Lage usw. Also:

(11) Man beschreibt den Gegenstand unter verschiedenen Aspekten.

Aus diesen beiden Bedingungen wird auch plausibel, daß eine vollständige Beschreibung eigenartig sein müßte. Sie müßte ganz unterschiedliche Adressaten und Aspekte berücksichtigen, z.B. eine Beschreibung des Weges nach Mannheim für einen Blinden, für einen Farbenblinden, für einen Fußgänger, für einen Autofahrer, für einen Beschreibungsfanatiker.

Ein dritter wichtiger Punkt ist der, daß Beschreiben durch andere kommunikative Akte erzeugt ist, d.h. zweckgerichtet ist. Also:

(12) Man beschreibt zu einem bestimmten Zweck.

Allgemein kann man sagen, daß man einem Partner etwas beschreibt, damit er sich ein Bild davon machen kann, damit er es identifizieren kann, aber auch praktischer: damit er die Maschine bedienen kann, das Spiel spielen kann usw. Es ist klar, daß der Zweck der Beschreibung sich ebenso auf die Beschreibung auswirkt wie der Aspekt und der Partner.

Ich will nun nicht behaupten, daß in dieser Art des Beschreibens sich die wissenschaftliche Tätigkeit erschöpfe. Aber sie ist ein Teil dieser Tätigkeit, und ihre Analyse liefert ein Gegenmodell zum Verwässerungsmodell. Denn sie gestattet, das Forschen als einheitliche Handlung bis hin zur Anwendung zu verstehen. Die Analyse des Beschreibens liefert auch eine kommunikative Begründung der Anforderungen an wissenschaftliche Handlungen und Produkte. Die linguistische Methode wird damit anwendbar auf die Linguistik selbst und erreicht für mich ein wichtiges Ziel der wissenschaftlichen Tätigkeit, nämlich die Reflexivität. Während es in geläufigen wissenschaftlichen Ansätzen üblich ist, daß die Forscher sich und ihr eigenes Tun aus der Wissenschaft heraushalten wollen und sich damit einen unangetasteten Standpunkt sichern, müssen die Forscher hier ihr eigenes Tun an ihren wissenschaftlichen Kriterien messen. Sie dokumentieren damit Verantwortung und Aufrichtigkeit.

Die Analyse des Beschreibens wird auch erweisen, daß die bewertenden Adjektive *explizit*, *einfach* usw. alle graduell verstanden werden müssen, und sie wird eine Typologie anwendungsorientierter Grammatiken ermöglichen, in der unterschieden wird nach Zielen, z.B. Erlernen von L<sub>2</sub>, Übersetzung, Sprachpflege; nach Adressaten, z.B. Wissenschaftler, Fremdsprachenlehrer, Fremdsprachenlerner, Muttersprachensprecher usw.; nach Problemen, z.B. welche Unterschiede von L<sub>1</sub> und L<sub>2</sub> gibt es, welche grammatischen Regeln sollen zuerst gelernt werden, welche grammatischen Regeln sollen explizit gelernt werden usw.

Schließlich kann die Analyse des Beschreibens und des wissenschaftlichen Handelns in Verbindung mit anderen Überlegungen zu Forschungsstrategien führen, die eine adressatenorientierte Beschreibung nur als Teil enthalten oder in manchen Fällen vielleicht gar keine. Eine solche Strategie für anwendungsorientierte linguistische Forschung könnte zum Beispiel wie folgt lauten:

1. Schritt: Welche kommunikativen Probleme gibt es im Bereich X?  
Materialgewinnung: Aufzeichnung problematischer Kommunikationen.
2. Schritt: Wie sind diese Probleme und Kommunikationen zu analysieren?  
Analysieren der aufgezeichneten Kommunikationen mit vorhandenen Beschreibungsmitteln. Gegebenenfalls Entwicklung neuer Beschreibungsmittel.
3. Schritt: Welche Lösungen der Kommunikationsprobleme sind denkbar?  
Entwicklung von Lösungswegen. Aufstellung und Begründung von Feinzielen.
4. Schritt: Mit welchen Mitteln sind die angestrebten Ziele erreichbar?  
Entwicklung und Evaluierung von adressatenorientiertem Material zur Erreichung der Ziele.

Dies ist natürlich nur als Vorschlag zu verstehen, den ich hier nicht weiter ausführe. Stattdessen möchte ich eingehen auf eine Grammatik mit anderer Problemorientierung, die bisher kaum anvisiert oder thematisiert wurde. Ich nenne sie kommunikative Grammatik.

7. Die kommunikative Grammatik geht von einer schwer bestreitbaren Grundannahme aus, die heißt: Es gibt Kommunikationsprobleme. Was im einzelnen Kommunikationsprobleme sein können, sei erst einmal dahingestellt. Es ist durchaus nicht unproblematisch. Denn viele kommunikativen Probleme werden nicht als solche erkannt: Man glaubt, sich über die Welt zu streiten, und hat in Wirklichkeit verschiedene soziale Regeln. Viele kommunikativen Probleme werden überhaupt nicht erkannt, man bekommt nur ihre Auswirkungen zu spüren. Ich erinnere hier an gewisse Ansätze der Psychotherapie, die solche Probleme aufdeckt.

Immerhin wissen wir soviel über Kommunikationsprobleme, daß wir sagen können: Die wichtigsten allgemeinen Kommunikationsprobleme bestehen in (i) Mißverstehen; (ii) Nichtverstehen; (iii) Verschiedenheit des Sprachgebrauchs, d.h. der Handlungsregeln; (iv) Verschiedenheit des gemeinsamen Wissens. Die Verschiedenheit des gemeinsamen Wissens ist je nach Auffassung mehr oder weniger eng verbunden mit der Verschieden-

heit des Sprachgebrauchs. Denn oft wird die Verschiedenheit des gemeinsamen Wissens so wirksam, daß A Annahmen über B's Regeln und Wissen macht, die nicht den Tatsachen entsprechen. Im übrigen sind natürlich alle vier Fälle mehr oder weniger eng verwandt.

Sicher sind in allen diesen Fällen unterschiedliche Mittel zur Lösung angezeigt, Grundlage wird aber meistens die kommunikative Auseinandersetzung der beiden Partner sein. Hier kann ein natürlicher Ausgleich stattfinden, d.h. die Regeln und das gemeinsame Wissen können angeglichen werden durch weiteren Umgang und durch Verstehen, das sich langsam einstellt. Es kann aber auch ein thematisierter Ausgleich stattfinden, der sich z.B. das Offenlegen der eigenen Regeln und der Meinungen über die Regeln des Partners usw. zunutze macht. Beide Wege erfordern gewisse Strategien und Fähigkeiten. Solche Strategien können dem Partner bewußt sein, sie können aber auch unbewußt bleiben. Dies heißt dann nicht, daß die Partner die Fähigkeit nicht hätten oder nicht brauchten.

Die kommunikative Grammatik soll nun systematisch Methoden entwickeln und lehren, wie man solche Probleme ausräumen kann. Sie ist also eine Art Sprachpflege. Allerdings gibt sie nicht Ratschläge, wie man reden soll, noch deklariert sie bestimmte Redeweisen zu Abweichungen oder Fehlern. Denn jede Redeweise hat ihre Berechtigung. Keine Regel kann so leicht einer anderen vorgezogen werden. Deshalb kann die kommunikative Grammatik auch nicht konstruktiv vorgehen, indem sie z.B. eine ideale Sprache entwirft und lehrt. Sie geht eher therapeutisch vor, behandelt bestehende oder auftretende Probleme ohne vorgegebene Lösungen. Sie will den Betroffenen Mittel zur eigenständigen Lösung an die Hand geben. Ein Horror ist ihr die Vorstellung einer Kommunikationsgemeinschaft von Menschen, die ständig zu ihren kommunikativen Beratern oder Therapeuten laufen. Sie will eher eine Entprofessionalisierung der Therapie: Jeder soll lernen, die entstehenden Kommunikationsprobleme zu erkennen, ihre Gründe zu bestimmen und sie auszuräumen.

Welche Wege führen zu diesem Ziel? Einer ist, die Kommunikationspartner zu reflektiertem Kommunizieren zu bringen. Aber das kann nicht heißen, daß sie angeleitet werden, sich immer den Kopf zu zerbrechen, bevor sie etwas sagen. Das würde sie letztlich stumm machen. Die Reflexion sollte einsetzen, wenn Probleme aufgetreten sind oder wenn sie vorhersehbar sind. Für diese Fälle – und das ist ein weiterer Weg – müssen wir in der kommunikativen Grammatik sprachliche Mittel bereitstellen, die Reflexion und Kommunikation über problematische Fälle des sprachlichen Handelns ermöglichen. Wir sollten dabei anschließen an Möglichkeiten, die es in unserer Sprache gibt. Denn hier muß doch schon alles angelegt sein. Wir sollten aber diese Mittel systematisch ausbauen und lehrbar

machen. Dazu wären in der ersten Phase Fragen zu untersuchen wie (i) Welche kommunikativen Probleme gibt es für wen? (ii) Welche kommunikativen Probleme hängen mit grammatischen Phänomenen zusammen? (iii) Welche stereotypen grammatischen Irreleitungen gibt es?

8. Um es hier nicht bei allgemeinen Erklärungen zu belassen, habe ich Ihnen einen Ausschnitt aus einer solchen Grammatik im Materialpaket abgezogen.<sup>16</sup> Hier könnten wir im Detail diskutieren, gegen welche Schwierigkeiten diese hochfliegende Konzeption anzukämpfen hat, wenn man sie auf den Erdboden herunterholt.

Da die ganze kommunikative Grammatik problemorientiert ist, empfiehlt es sich, ihre einzelnen Einheiten bestimmten Problemen zu widmen. In der ausgewählten Einheit geht es vor allem um zwei Probleme:

(i) Gewöhnlich sind sprachliche Handlungen nicht vollständig explizit, wahrscheinlich sogar nie. Wenn jemand also über die Handlung eines Partners berichtet, so wird er scheinbar etwas dazutun, d.h. er wird etwas explizit machen, was es vorher nicht war. A sagt: "Ich komme." B sagt: "A hat versprochen zu kommen." In der Kommunikation entsteht oft das Problem, daß eine Handlung falsch verstanden und falsch über sie berichtet wird. Paradebeispiele sind Gerüchte oder die Abgabe und Wiedergabe politischer Statements. Darüberhinaus entsteht auch das Problem, daß der Berichtende oft seinen eigenen Standpunkt in einem engeren Sinn kundtut, nämlich bezüglich dessen, was er von der Wahrheit der behaupteten Proposition hält. Z.B. sagt B: "A hat gestanden, daß er da war." und behauptet damit unter Umständen, daß A da war. Das Beispiel ist deshalb interessant, weil viele Sprecher diese Implikation nicht anerkennen würden. Ziel einer kommunikativen Grammatik kann deshalb sein die Herstellung einigermaßen hygienischer Zustände in der Wiedergabe von Handlungen und die Entmischung der Standpunkte.

(ii) Das zweite Problem ist die Schwierigkeit mit dem sog. Impliziten. Was jemand implizit sagt, wird als weniger angreifbar angesehen, z.B. ist das meistens nicht einmal justitiabel (Ironie u.dgl.). Solche Probleme sind im öffentlichen Leben weit verbreitet. Schönes Beispiel ist der Slogan "Freiheit oder Sozialismus" und der lange Streit darum, was damit implizit gesagt wird. Darum kann es ein Ziel der kommunikativen Grammatik sein, Regeln zur Ermittlung des Impliziten anzugeben und vor allem diese Regeln ins allgemeine und ins öffentliche Bewußtsein zu bringen.

Diese Ziele werden im abgedruckten Beispiel durch eine dreiteilige, erläuternde Darstellung angestrebt. Im ersten Teil wird ein Beispiel gegeben.

Hier ist es die Kommentierung eines Teils der Schöpfungsgeschichte und besonders wie dabei Gottes Handlungen wiedergegeben werden. Das zugrundegelegte Material ist also diese Gesamtkommunikation: Ausschnitt der Schöpfungsgeschichte plus Kommentar. Im zweiten Teil wird das Beispiel analysiert, die Probleme verallgemeinert, z.B. durch die Herstellung des Zusammenhangs mit den Formen des Berichtens über sprachliche Handlungen. Im dritten Teil werden ausgewählte Probleme systematisch und in grammatischer Form weiter verallgemeinert, z.B. hier die Subkategorisierung der Verben in Bezug auf Folgerungen.

Eine solche fortschreitende Verallgemeinerung ist sinnvoll und notwendig. Denn nur sie gestattet, von aktuellen Fällen wegzukommen, und ermöglicht die Anwendung auf andere, neu auftretende Fälle. Die fortschreitende Verallgemeinerung ist Teil der sog. paradigmatischen Methode. Diese Methode ist den Problemen, um die es in der kommunikativen Grammatik geht, besonders angemessen. Einmal deshalb, weil sie die Lage, für die die Sprecher gerüstet werden sollen, exemplifizieren kann. Ausgangspunkt ist der Fall, wo das richtige Verstehen sich nicht einstellt und die Partner sich dessen bewußt werden. Dies ist die klassische Ausgangssituation für das Interpretieren. Denn es setzt genau hier ein. Interpretieren ist also verschieden vom Verstehen: Während sich das Verstehen einstellt aufgrund der Beherrschung der Sprachregeln – oder auch nicht, muß man zum Interpretieren überlegen. Interpretieren ist also eine Handlung. Deshalb kann man es lernen und Methoden für das Erlernen entwickeln.

Hier liegt ein weiterer Vorteil der paradigmatischen Methode. Denn für das Erlernen von Handlungen hat Explikation, in der die befolgten oder zu befolgenden Regeln formuliert werden, bekanntlich nur partiellen Wert. Bei der Klärung von Kommunikationsproblemen kann man nur begrenztes Vertrauen zu ihr haben, weil sie schon viele Fähigkeiten bzw. viel Verstehen voraussetzt. Alles, was zur Explikation verwendet wird, muß ja auch verstanden werden. Gesichertes Verstehen kann man also so nicht immer erreichen. Grundlegender dagegen ist die Lehre durch Vormachen und Nachmachen. Das ist aber nichts anderes als eine paradigmatische Methode. Sie arbeitet mit einem Paradigma, das exemplarisch das Problem und seine Interpretation vorführt und hierzu motiviert, wenn es den Zusammenhang mit der Erfahrung kommunikativer Probleme wahr. Selbstverständlich schließt diese Methode nicht die explizite Formulierung der Regeln aus. Sie kann mit genereller Explikation verbunden werden, sie kann aber auch bei der Erklärung des Beispiels stehenbleiben. Damit trägt sie auch der Tatsache Rechnung, daß niemand alle Kommunikationsprobleme vorherwissen oder auflisten könnte. Eine exhaustive Beschreibung ist hier undenkbar. Der Linguist und sein Adressat sitzen

da im gleichen Boot. Beide brauchen nicht nur die Fähigkeit, Lösungsmethoden anzuwenden, sondern auch neue Lösungen zu finden. Darum ist die Kreativität des Interpretierens zu fördern.

Lassen Sie mich zum Schluß noch etwas zur Rolle der Grammatik in dieser Anwendung sagen. Mit der kommunikativen Grammatik werden kommunikative Probleme behandelt, die es tatsächlich gibt und die im Zusammenhang mit grammatischen Erscheinungen stehen. Daß es viele solcher Probleme gibt, verwundert nicht, weil grammatische Regeln eben auch sprachliche Regeln sind, d.h. soziale Regeln, die unserem Sprechen zugrunde liegen. Nur sind sie sehr allgemein, deshalb aber mit sehr grundlegenden Problemen verbunden.

Der kommunikativen Grammatik, aus dem der Ausschnitt stammt, liegt eine Dependenzgrammatik zugrunde, allerdings in erweiterter Form. Die Dependenzgrammatik eignet sich besonders, weil ihre Differenziertheit ausreicht für diese Problemorientierung. Das hängt auch damit zusammen, daß Dependenzgrammatiken meistens als Analysegrammatiken konzipiert sind und damit die grundlegende Aufgabe der kommunikativen Grammatik erfüllen, nämlich zur Analyse vorliegender Sätze brauchbar zu sein. Wichtige Erweiterungen der Dependenzgrammatik sind hier die Einbeziehung von Handlungen und semantischen Operatoren wie FOLG. Viele werden das als semantische oder gar pragmatische Beschreibungsmittel ansehen. Aber warum nicht! Sie sind sinnvoll in die Grammatik integriert, weil man sie für diese Zwecke braucht. Warum soll man einen engen Grammatikbegriff hochhalten, der einem nichts einbringen kann? Ich halte es lieber mit Hugo Schuchardt: "Es gibt nur eine Grammatik, und die heißt Bedeutungslehre."<sup>17</sup>

Ich nehme an, daß eine ausgeführte kommunikative Grammatik bewußt macht, inwiefern Unkenntnis gewisser grammatischer Regeln und Unfähigkeit, sie zu formulieren, im praktischen Kommunikationsleben schlimm sein können. Sie wird es aber nicht bei der Diagnose belassen dürfen, sondern die entsprechende Therapie mitliefern und lehren. Wenn gleich damit Luthers Slogan der immanenten Drohung entkleidet wird, bleibt er in der Essenz doch gültig. Und darüber kann ein Grammatiker doch nur glücklich sein.

## Anmerkungen

- 1 Brief Goethes an Zelter vom 23.2.1832.
- 2 Curtius 1965, S. 48.

- 3 Henkel-Schöne 1967, S. 1537-38.
- 4 Vgl. Strecker 1976.
- 5 S. z.B. Thomas 1965, S. 4-5.
- 6 Vgl. etwa Hjelmslev 1974, Kap. 6; Chomsky 1966, Kap. 1; *Studia Grammatica* I, 1962, S. 9.
- 7 Garvin 1972, S. 126.
- 8 Es handelte sich um einen Ausschnitt aus Brockhaus 1971, S. 122.
- 9 Es handelte sich um Kufner 1962, S. 43.
- 10 Vgl. auch Kufner 1973, S. 25.
- 11 Vgl. Di Pietro 1972, S. 137-138.
- 12 Selbstverständlich ist der Weg taktisch geschickter, neue unabhängige Kriterien für anwendungsorientierte Grammatiken zu fordern und die wissenschaftliche Grammatik unangetastet zu lassen, so wie es Halliday 1964 getan hat. Denn dieses Vorgehen entspricht der weitverbreiteten Ansicht vom wissenschaftlichen Fortschritt, daß man auf den erzielten Ergebnissen aufbaut. Die Ablösung älterer Ansichten dagegen ist schmerzhaft.
- 13 Brockhaus 1971, S. 10.
- 14 Jung 1975, S. 27-29.
- 15 Ausführlicher in Heringer 1974; Toulmin-Baier 1963.
- 16 Es handelte sich um Einheit 23 aus H.J. Heringer, *Grammatik und Interpretation*, erscheint demnächst.
- 17 Schuchardt 1922, S. 127.

## Literatur

- Brockhaus, Klaus: *Automatische Übersetzung. Untersuchungen am Beispiel der Sprachen Englisch und Deutsch*, Braunschweig 1971.
- Chomsky, Noam: *Topics in the Theory of Generative Grammar*. The Hague, Paris 1966.
- Curtius, Ernst R.: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Bern, München 1965.
- Garvin, Paul L.: *On Machine Translation*. The Hague, Paris 1972.
- Halliday, Michael A.K.: *Syntax and the Consumer*. In: Stuart, C. I.J.M., *Report of the Fifteenth Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Studies*, Washington 1964, S. 11-24.
- Henkel, Arthur/Schöne, Albrecht (Hrsg.): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des 16. und 17. Jahrhunderts*. Stuttgart 1967.
- Heringer, Hans Jürgen: *Eine Regel beschreiben*. In: Heringer, H.J. (Hrsg.), *Der Regelbegriff in der Praktischen Semantik*, Frankfurt/M. 1974, S. 48-87.

- Jung, Lothar: Linguistische Grammatik und Didaktische Grammatik (= Schule und Forschung, H. 24). Frankfurt 1975.
- Kufner, Herbert L.: The Grammatical Structures of English and German. Chicago 1962.
- — : Kontrastive Grammatik und dann ...? In: Nickel, G. (Hrsg.), Angewandte Sprachwissenschaft und Deutschunterricht, München 1973, S. 17-31.
- Di Pietro, Robert J.: Kurze orientierende Bemerkungen zur Untersuchung sprachlicher Verschiedenheit. In: Nickel, G. (Hrsg.), Reader zur kontrastiven Linguistik, Frankfurt 1972, S. 136-146.
- Schuchardt, Hugo: Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Halle 1922.
- Strecker, Bruno: Gespräch über den Sinn des Grammatikunterrichts. In: LuD 25, München 1976, S. 18-26.
- Studia Grammatica I. Berlin 1962 (<sup>5</sup>1967).
- Thomas, Owen: Transformational Grammar and the Teacher of English. New York 1965.
- Toulmin, Stephen E./Baier, Kurt: On Describing. In: Caton, Ch. (Hrsg.), Philosophy and Ordinary Language, Urbana 1963, S. 194 - 229.